



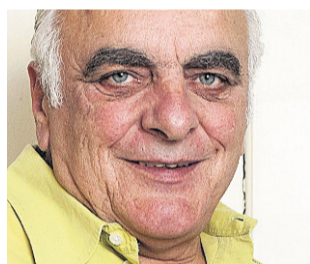
Entscheid am Spitalbett

Marie Leuenberger überrascht mit schwarzem Humor. > 45



Im Final der Barkeeper

Peach Keller zaubert den besten Longdrink. > 50



Besuch bei Paul Riniker

Der Filmemacher lebt mit seiner Ex-Frau unter einem Dach. > 51

De gross Dialäkt-Report

Räppen, tschätten und die kreative Willkür

Dialekt oder Hochdeutsch? Die Frage ist falsch, denn Sprachen machen eh, was sie wollen. Und das ist auch gut so. Denn ein Blick auf die Deutschschweizer Sprachlandschaft zeigt: Sie lebt!

Sapperlot!

VON MARCO GUETG

Wenn Leserbrief-ein Seismograf sind für die Erschütterungen der Volksseele, dann haben wir in den vergangenen Wochen zwei erlebt. Eine hatte ihr Epizentrum in Zürich, die andere in Basel. Der Grund für die in den Zeitungsspalten manifestierte Empörung: Zwei Initiativen, durch die der Stellenwert des Dialektes im Kindergarten geregelt werden soll.

DIE ABSTIMMUNG IST VORBEI, das Thema aber ist noch längst nicht vom Tisch. Denn etwas hat sich in diesem emotional geführten Diskurs erneut gezeigt: Es gibt nur wenige gesellschaftliche Bereiche, die die Volksseele derart in Wallung bringen können. Hunde gehören dazu – und die Sprache, genauer: die gesprochene Sprache. Das spürte man hierzulande bereits vor fünf Jahren, als nach einer spielerischen Erhebung eine Rangliste der beliebtesten Schweizer Dialekte veröffentlicht wurde. Obenauf schwang das Berndeutsche, gefolgt vom Bündnerdeutschen, während die Ostschweizer Dialekte abgeschlagen mit den letzten Positionen bestraft wurden. Kaum publiziert, kam die Reaktion. Das sei ein «unverschämter, frecher Angriff auf Regionen und Dialekte unseres Landes», empörte sich in der NZZ am Sonntag ein Leserbriefschreiber. Er wohnte am Bodensee.

Die Sprache steht unter Heimatschutz. Mit ihr darf weder gespielt noch darf an ihr herumgedoktert werden. Dieses Gefühl des Unantastbaren sitzt tief im Volk. Ein weiterer Beweis liefert Graubünden, wo seit 1982 die Standardsprache Rumantsch Grischun als Klammer für die fünf Idiome angeboten wird. Das funktionierte einigermaßen – allerdings nur so lange, wie Rumantsch Grischun lediglich für offizielle Verlautbarungen oder die Beschriftung der Banknoten verwendet wurde. Seit Rumantsch Grischun aber als Schulfach dekretiert worden ist,

ist Feuer im Dach. Eine Petition soll die Behörde umstimmen. Auch dieses Beispiel zeigt: Sobald die Obrigkeit in die Niederungen der Alltagssprache steigt, weckt sie Unmut – in Graubünden wie Zürich, in Basel und anderswo.

DIE ANGST UM DEN VERLUST der Dialekte ist alt. Erste Befürchtungen wurden bereits im 19. Jahrhundert laut mit dem Aufkommen der Eisenbahn. Das hat sich nach dem Zweiten Weltkrieg durch die stark gesteigerte Mobilität noch verstärkt und zu einem herrlichen Synonym für den befürchteten dialektalen Mischmasch geführt: «Bahnhofbüffet Olten». In der globalisierten Welt ist die Sprachverwendungsgrenze durch die Landesgrenze aufgehoben. Und weil alles fliesst, haben sich in diesem Fluss der Verunsicherungen auch Nischen aufgetan und zu eigenständigen Territorien entwickelt. Die letzten 60 Jahre Schweizer Kulturgeschichte sind denn auch wesentlich eine Kulturgeschichte des Dialektes.

Das nachhaltigste Zeichen eines sprachlich-kulturellen Neuanfangs setzte in den 1960er-Jahren Mani Matter (1936–1972) mit seinen Liedern in Berner Mundart. In Matters Schlepptau formierten sich die «Berner Troubadours». Der Pfarrer und Schriftsteller Kurt Marti rief mit dem aufsehenerregenden Buch «Rosa loui, vierzig Gedicht ir Bärner Umgangssprach» 1967 die moderne Mundartbewegung ins Leben. Andere dichteten ihm nach. Ernst Burren (67) schliff seinen lyrischen Ausdruck im Solothurner Dialekt. Der begnadete Performer Pedro Lenz hat die Dialekt-Prosa veredelt und erhielt dafür geädelt: Sein «Dr Goalie bin ig» schaffte es 2010 auf die Shortlist für den Schweizer Buchpreis.

Marti & Co. traten noch in Berner Altstadtkellern auf. Nach und nach wurden die von Boutiquen verdrängt, und

Dichter entwickelten sich zu Mundart-Rockern: Polo Hofer, Kuno Lauener, Büne Huber... – bis hin zu Gölä. Doch als dieser Überflieger sich auf Englisch versuchte, stürzte er ab. Sina rockte aus dem Wallis daher, Baschi aus dem Baselbiet. Musicals versprechen «Ewige Liebe», Rapper räppen auf Dialekt; Slam-Dichter slämmen, Chatter tschätten, und das alles in Mundart; in der Werbung oder in Briefen unter Jugendlichen, auf Plakaten und in SMS kommt der Dialekt als «zweite Schriftsprache» empor, geschrieben ohne verbindliche Orthografie, weil es die im Dialekt schlicht nicht gibt.

Im Schweizer Dialekt herrscht eine kreative Willkür. Erlaubt ist, was verstanden wird. Daher sterben die Schweizer Dialekte nicht aus. Wörter verschwinden, weil Dinge verschwinden. Dialekte passen sich an und nähern sich hier und dort dem Bahnhofbüffet Olten. Wer Dialekt spricht, stolpert ab und an durch Falsches, lehnt sich gelegentlich an der hochdeutschen Syntax an, weil ihm zum Beispiel Nachrichtensprecher das so vorquasseln oder Vorabendserien sprachbildend sind. Das nervt. Doch das Futur wird deshalb umgangssprachlich noch lange nicht zum Prinzip.

UND WEM DER ZUSTAND des Dialektes dennoch der Schlaf raubt? Der kann zumindest statistisch etwas Ruhe finden beim schweizerischen Idiotikon (www.dialektwoerter.ch). Dort nämlich werden seit 1881 Dialektwörter erfasst und erklärt. 150 000 Stichwörter sind inzwischen. Nächstes Jahr erreichen die Linguisten auf ihrer Reise durchs Alphabet das Z. Bis sie allerdings bei der Zwetschgä angelangt sind, wird es noch einige Zeit dauern.

Und dann? Dann fängt ein neues Kapitel der Schweizer Dialektgeschichte an. Eine Million Nachträge liegen bereits zur weiteren Bearbeitung bereit. Der Dialektfreund nimmt das zur Kenntnis und fragt: So what? > SEITEN 42/43/44

Gefährdete Wörter

Wir suchen gefährdete Mundart-Wörter. Mailen Sie uns Ihre Beispiele an: mundart@sonntagonline.ch

«Wer mitreden und mitbestimmen will, muss den Schweizer Dialekt beherrschen»

Kinder müssten auch die Mundart richtig lernen, sagt Dialektforscher Walter Haas

Weil wir Schweizerdeutsch miteinander reden, sei es wichtig, dass Kinder Dialekt lernten, sagt Walter Haas. Wer mit Ausländerkindern vor allem Hochdeutsch spreche, stigmatisiere sie fürs ganze Leben.

VON DENISE BATTAGLIA

Herr Haas, für Sie als Dialektforscher muss der vergangene Abstimmungssonntag ein Freudentag gewesen sein: In Zürich und Basel dürfen die Kindergärtler wieder Mundart reden.

Walter Haas: Ein Freudentag wäre es gewesen, wenn keine Abstimmung nötig gewesen wäre.

Wie meinen Sie das?

Ich finde es absurd, dass wir per Gesetz festhalten müssen, wann und wie lange fünfjährige Kinder Dialekt sprechen dürfen. Warum kann man nicht ganz pragmatisch entscheiden, wann im Kindergarten Mundart und wann Hochdeutsch gesprochen wird?

Also diesen Entscheid den Kindergärtnerinnen überlassen?

Ja, dass man im Kindergarten in der Regel Mundart spricht, aber in gewissen Situationen den Wechsel auf Hochdeutsch veranlasst, zum Beispiel bei Rollenspielen, oder wenn die Kindergärtnerin ein Buch vorliest. Diese Tendenz, alles in Prozentsätzen regeln und verwalten zu wollen, finde ich furchtbar.

Die Pädagogen wollen möglichst früh mit der Sprachförderung beginnen.

Ja, dieses Mundart-Gesetz verdanken wir letztlich einer Büropädagogik, die vermutlich nur an die nächste Pisa-Studie denkt.

Die Bildungsdirektion des Kantons Zürich war einfach sehr unsensibel, als sie via Lehrplan das Hochdeutsch im Kindergarten einführte. Das sah für viele aus, als ob man den Dialekt ausrotten und die Kinder schon im Kindergarten auf Leistung trimmen wollte. Weil die Bürger nichts gegen Lehrpläne unternehmen können, mussten sie zur Gesetzesinitiative greifen.

Ist es denn nicht wichtig, dass die Kinder möglichst früh Hochdeutsch lernen? Kinder müssen auch den Dialekt richtig lernen, ihre Erstsprache.

Den Dialekt können sie doch ohnehin?

Nein, eben nicht. Den korrekten Einsatz von Begriffen müssen wir auch in der Mundart lernen und uns auch um die Erweiterung des Wortschatzes bemühen. Das lernt man nicht nur auf dem Pausenplatz.

Warum ist es wichtig, den Dialekt zu beherrschen?

Weil wir in der Schweiz miteinander immer noch Mundart reden, sowohl auf der Strasse wie an der Gemeindeversammlung. Wer mitreden, diskutieren und mitbestimmen will, der muss argumentieren können, muss wortgewandt sein.

Aber Hochdeutsch, sagen die Pädagogen, ist auch für die Ausländerkinder einfacher und hilft ihnen, sich zu integrieren.

Ich behaupte das Gegenteil: Wenn wir mit den Ausländerkindern hauptsächlich Hochdeutsch reden, stigmatisieren wir sie ihr Leben lang. Sie können sich dann nämlich auch 40 Jahre später noch nicht gut in Mundart ausdrücken. Der Ausländer bleibt ein Ausländer.

Warum pochen denn die Pädagogen so sehr auf Hochdeutsch?

Hochdeutsch ist enorm wichtig, sie pochen zu Recht! Aber sie pochen auf Kosten des Dialekts, und das meinen sie zu dürfen, weil für viele der Dialekt halt immer noch als weniger «wertvoll» gilt.

Was wäre denn so schlimm daran, wenn wir alle nur noch Hochdeutsch miteinander sprechen würden?

Nichts – aber das Bedürfnis nach Unterscheidung kann man damit nicht ausmerzen. Wir würden bei einer gemeinsamen Standardsprache einfach mehr auf Nuancen achten, wie in Frankreich oder in der Romandie, wo es praktisch keine Dialekte mehr gibt. Die Leute dort ordnen dann jemanden einfach aufgrund anderer Merkmale, vor allem aufgrund des Akzents, einer bestimmten Region zu. Auch soziale Unterscheidungen sind in einer Standardsprache viel einfacher auszumachen. Der Dialekt dagegen wirkt nivellierend: Wenn jemand seltsam oder holprig spricht, dann ordnen wir dies in der Regel dem Dialekt zu, nicht einer sozialen Schicht. Selbst Fehler fallen beim Dialekt weniger auf.

Wir wollen uns mit dem Dialekt also abgrenzen?

Ja, es hat schon mit Identität zu tun. Wir legen nicht erst seit dem Nationalsozialismus Wert auf den Dialekt, um uns von den Deutschen abzugrenzen. Es geht sowieso nicht um «die Deutschen», das ist eine Idee der Feuilletonredaktionen. Es geht viel mehr um die sprachliche Gleichheit im Innern. Schon im 18. Jahrhundert hielt man an der Mundart fest. Sie wurde, zu Recht oder zu Unrecht, als Symbol der bürgerlichen Gleichheit verstanden und als «Ausweis» der Zugehörigkeit zu einer lokalen Gemeinschaft. Dieses Bedürfnis nach etwas Vertrautem wurde vermutlich durch die Globalisierung verstärkt.

Aber ein bisschen nationalistisch wirkt diese ganze Mundartdebatte schon.

Es ist doch nicht schlecht, wenn wir uns auf eigene Traditionen und Werte besinnen und sie hochhalten. Gefährlich und nationalistisch wird es dann, wenn man die eigene Nationalität, also die Zugehörigkeit zu einem Volk, absolut setzt und damit per definitionem alle anderen Nationalitäten herabsetzt.

Wird der Schweizer Dialekt denn derzeit nicht vor allem von der Politik missbraucht, um damit Ausländerpolitik zu betreiben?

Diesen Eindruck habe ich nicht. Die Mundartinitiativen in Zürich und Basel waren Gegenreaktionen von Leuten, die befürchteten, die Verwaltung wolle den Dialekt beseitigen. Im Initiativkomitee gab es viele Kindergärtnerinnen.

Die SVP ist erst spät auf den Mundartzug aufgesprungen. Mir scheint eher umgekehrt, dass nun jene, die sich für die Mundart einsetzen, von Leuten, die es sich einfach machen, sofort den Stempel «Rechts aussen» erhalten.

Manche Politiker möchten aber Mundart zur Nationalsprache erklären.

Das ist Blödsinn. Welchem der vielen Schweizer Dialekte soll diese Ehre denn zukommen?

Berndeutsch natürlich.

(lacht) Ich bin für den Luzerner Dialekt, die Mundart der Mitte. Sie sehen: Diese Idee ist ein Hirngespinnst. Wir in der Schweiz haben eigentlich das National-sprachenproblem sehr kostengünstig gelöst. Der Dialekt befriedigt das Bedürfnis nach Heimat und Identität, deckt die patriotischen Gefühle ab. Und die Standardsprache, das Hochdeutsche, deckt unser Bedürfnis nach Kultur und internationalem Austausch, unser Bedürfnis nach «Literalität» ab.

Ist die Schweiz mit dieser Dialektvielfalt denn einzigartig?

Nicht die Vielfalt der Dialekte macht die deutsche Schweiz besonders, sondern die Stellung, welche die Dialekte im Alltagsleben einnehmen.

Viele beklagen den Verlust an Mundartaussdrücken. Wird der Dialekt aussterben?

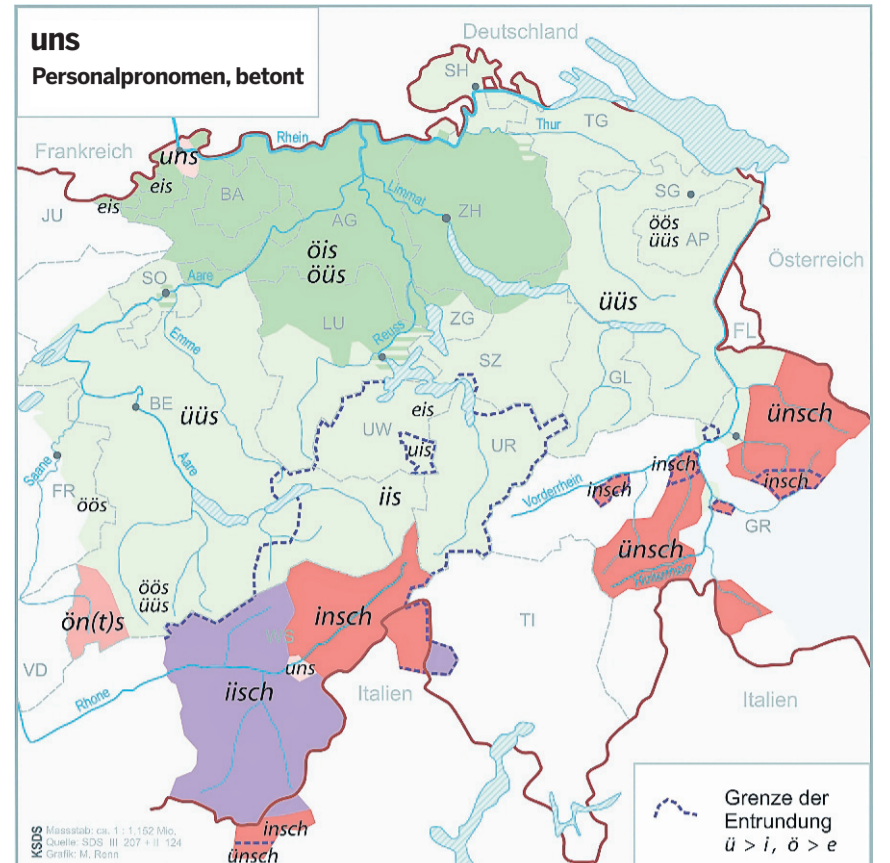
Natürlich gehen Wörter verloren, das ist aber normal. Sprache ist immer in Bewegung. Wörter gehen auch verloren, weil sich unsere Lebensweise verändert hat.

Haben Sie ein Beispiel?

Das Wort «seechten» zum Beispiel kennt kaum jemand mehr, weil wir heute alle Waschmaschinen haben. «Seechten» bedeutet: Mit Lauge waschen – also von Hand und mit Asche als Waschmittel. Beim Wortschatz ist seit langem eine grosse Uniformierung im Gange, weil wir durch die Globalisierung viel gleichförmiger leben: Die Lebensstile haben sich weltweit einander angeglichen. Wir werden also weniger unterschiedliche Begriffe und Wörter aus der lokalen Sprachtradition haben. Dafür kommen viele, vermutlich viel mehr, Wörter aus internationalen Sprachschätzen dazu. Und an der Aussprache der Dialekte, denke ich, wird sich wenig verändern.

Wir werden auch in Zukunft den schönen Berner Dialekt hören?

Und auch den schönen Luzerner Dialekt. Die Berner und Luzerner werden mehr gemeinsame Begriffe und Wörter haben, aber sie anders aussprechen.



Die Wissenschaft hat dem Dialekt aufs Maul geschaut

